



Leseprobe aus: Korman, Masterminds – Im Auge der Macht, ISBN 978-3-407-74594-1  
© 2015 Beltz & Gelberg in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel  
<http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-74594-1>

# 1

## ELI BARIS

Die Chancen standen eins zu einer Million und ... Treffer, versenkt!

Nur nicht ganz so, wie wir uns das vorgestellt hatten.

Ich liege auf dem kühlen Steinboden am Swimmingpool und spähe in den Wasserfilter. Die Spitze des Bumerangs ist gerade noch zu erkennen, aber ich komme mit der Hand einfach nicht tief genug in die Öffnung, um ihn zu packen. »Er steckt fest«, sage ich.

»Wie kann das denn sein?«, stöhnt Randy. »Da wirft man das Ding fünfzigtausend Mal und kommt nie auch nur in die Nähe des Filters. Aber eine kleine Aktion, und zack!«

In Serenity ist Randy schon berüchtigt für seine »Aktionen«, in denen es für gewöhnlich darum geht, irgendetwas möglichst Unfangbares aus der Luft zu fangen, während man Fahrrad fährt, auf einer Hüpfstange springt, an einem Seil durch die Luft schwingt oder in einem Lkw-Reifen den Berg runterrollt. Und als Randys bester Freund muss meistens ich das Versuchskaninchen für seine irren Ideen spielen. Wie zum Beispiel heute: Randy wirft also den Bumerang aus dem Baumhausfenster und ich soll vom Sprungbrett hochfedern, mir das Ding schnappen und anschließend eine Arschbombe in den Pool machen. Nur dass ich leider danebengreife, die Arschbombe zum Bauchklatscher wird und der Bumerang im Filter landet.

»Vielleicht kriegt Mr Amani ihn da raus«, entgegne ich hoffnungsvoll. Der Handwerker ist in unserer Stadt das Mädchen für alles, von Installateur- und Elektroarbeiten bis hin zum Beseitigen

von Skorpionen und Babygürteltieren, die es sich hier gerne in den Kellern gemütlich machen.

»Vielleicht aber auch nicht und dann müssen meine Eltern die Poolfirma anrufen.«

Das ist viel aufwendiger, als es klingt. In Serenity selbst gibt es nämlich keine Poolfirma und die nächste Stadt liegt achtzig Meilen weit entfernt. Da kann es manchmal Wochen dauern, bis man einen Termin bekommt, und in der Zwischenzeit verwandelt sich der Pool in Grütze. Mr und Mrs Hardaway werden jedenfalls nicht begeistert sein – obwohl sie so was nach dreizehn Jahren mit ihrem Sohn Randy schon gewöhnt sein müssten.

Das ist definitiv einer der Nachteile, in einer Kleinstadt mitten im Nirgendwo zu leben. Aber wenn so ein Problem aufkommt, zeigt mein Dad bloß jedes Mal auf den Zeitungsausschnitt an unserem Kühlschrank. Die Schlagzeile lautet:

### **SERENITY ZUR STADT MIT DER HÖCHSTEN LEBENSQUALITÄT IN DEN USA GEWÄHLT**

Dann zählt er einen Vorzug nach dem anderen auf, die in dem Artikel genannt werden: keine Kriminalität, keine Arbeitslosigkeit, keine Armut, keine Obdachlosigkeit. Das Erstaunliche daran ist aber weniger, dass wir diese ganzen Sachen nicht haben, sondern dass es sie in anderen Städten gibt und dass das die Leute dort anscheinend okay finden. Muss doch furchtbar sein.

Na schön, Serenity hat gerade mal hundertfünfundachtzig Einwohner – ihnen eine Arbeit und ein Dach über dem Kopf zu geben, kann ja nicht so schwer sein. Wir haben die Plastikfabrik, eine der größten Produktionsstätten von Pylonen – diesen orangefarbenen Verkehrshütchen – in den gesamten Vereinigten Staaten. An unserer Schule werden die besten Notendurchschnitte von New Mexico erzielt. Serenity liegt direkt am Rand des Carson

National Forest, umgeben von Schluchten, Hügeln und Wald, und die Sonne scheint so gut wie jeden Tag. Klar, manchmal wird es schon ganz schön heiß, aber wir müssen nie so schlimm brutzeln wie die Leute, die richtig in der Wüste leben. Kein Wunder, dass Dad so stolz ist. Er ist unser Bürgermeister, was erst mal wer weiß wie wichtig klingt, aber so ist das gar nicht. Sein Gehalt für den Posten beträgt einen Dollar pro Jahr, und er behauptet trotzdem, er wäre überbezahlt.

Unsere Eltern reden ständig davon, was für ein Glück wir haben, und wir verdrehen dann immer die Augen. Aber in Wahrheit haben sie recht. Wir können uns tatsächlich glücklich schätzen – nur eben nicht, wenn der Poolfilter kaputt ist und die nächste Werkstatt ihren Sitz in Taos hat.

Randy, als Urheber der Misere, trifft eine Entscheidung. »Ich sag's meinen Eltern nicht. Wenn die den Bumerang da drin finden, tu ich einfach zehn Mal so überrascht wie alle anderen.«

Mir wird ein bisschen mulmig zumute – das kommt mir schon fast vor wie Lügen. Ich weiß, im Fernsehen und in Büchern machen die Leute das andauernd. Aber wir hier sind nun mal ehrlich, egal, was passiert. Auch wenn es uns schwerfällt oder Ärger einbringen könnte. Klingt vielleicht zu schön, um wahr zu sein, aber ich glaube, das ist einer der Gründe, warum die Leute hier so glücklich sind.

»Wir können doch in unseren Pool springen«, schlage ich vor, um das Thema zu wechseln. »Nur ohne Bumerang.« Mein Dad ist viel strenger als die Hardaways. Er ist nämlich nicht nur Bürgermeister, sondern auch unser Schuldirektor, und das ist wirklich ein verantwortungsvoller Posten. Es gibt schließlich nur eine Schule in der Stadt.

»Nö, ich hab keine Lust mehr auf Schwimmen.«

»Dann rauf ins Baumhaus?«

»Langweilig«, lehnt er ab. »Hier hat doch jeder ein Baumhaus

und in keinem davon ist es wirklich spannend. Und jetzt schlag bloß keine Videospiele vor. Was bringt einem ein super Heimkino, wenn die Spiele zum Einschlafen sind?»

»Aber unsere Spiele sind doch gar nicht so übel«, wende ich ein. Randy und ich haben nämlich einen Weg gefunden, die Software zu manipulieren und versteckte Bonusfeatures zu öffnen, wie zum Beispiel Autounfälle oder Kämpfe mit richtigen Waffen. Sieht aus, als hätte ich ein Talent für so was – bei meinem iPad und Computer kriege ich das auch hin. Alles streng geheim natürlich, weil ganz Serenity gegen Gewalt ist. Ich natürlich auch, aber in so einem Spiel schadet das schließlich keinem, oder? Ist ja nicht so, als würde es wirklich passieren.

»Gääähäh.« So ist das öfter mit Randy, wenn ihn mal wieder nichts zufriedenstellt. Er kann ein echter Meckerfritze sein, und ob man's glaubt oder nicht, genau das mag ich an ihm so gern. In Serenity hört man nicht viel Genörgel. Aber Randy findet irgendwie immer einen Grund. Es scheint fast, als wollte er das Universum herausfordern, sich gefälligst ein bisschen mehr Mühe zu geben, egal, wie super im Grunde schon alles ist. Manchmal denke ich, mein Dad wäre froh, wenn ich mir einen anderen besten Freund suchen würde. Aber mal ehrlich: In einer Stadt, in der nur dreißig Jugendliche leben, ist die Auswahl nun mal nicht besonders groß. Und außerdem sucht man sich beste Freunde ja auch nicht aus, man *findet* sie einfach.

»Und, was machen wir dann?«, frage ich ihn.

»Lass uns hier abhauen. Irgendwohin.«

Meine Stimmung hellt sich auf. »Die haben gerade im Park so eine neue Riesenrutsche gebaut.«

Doch das interessiert ihn nicht. »Na toll. Hochklettern, runterrutschen, fertig. Lass uns was *Cooleres* machen.«

»Und was, zum Beispiel?«

»Zum Beispiel – « Seine Augen glitzern. »Zum Beispiel, den

abgefahrensten alten Sportwagen anschauen, den du je gesehen hast.«

»Sportwagen?« Wenn man in einer so kleinen Stadt lebt, dann kennt man nicht nur zwangsläufig jedes Auto dort, sondern könnte wahrscheinlich sogar alle Nummernschilder auswendig aufsagen. Sobald sich irgendwer einen neuen fahrbaren Untersatz zulegt, stehen sofort drei Viertel der Bewohner von Serenity auf der Matte, um ihn zu bewundern. Wir haben hier zwar ziemlich viele schicke SUVs und Limousinen, aber Sportwagen kenne ich keinen einzigen.

»Das war so was von krass. Mein Dad und ich haben beim Wandern ein paar Meilen vor der Stadt eine alte, verlassene Ranch gefunden – der Zaun war schon komplett zusammengefallen und das Haus sah aus wie ein riesiger Mikadohaufen. Das Einzige, was noch stand, war eine rostige Wellblechhütte. Wir sind rein und da war dieses Auto. Na ja, mit platten Reifen und voller Staub und Spinnweben, aber superschön. Italienisches Fabrikat, hat mein Dad gesagt – Alfa Romeo. Die Nummernschilder waren aus dem Jahr 1961, aus Colorado.«

»Wow«, staune ich.

»Genau«, sagt er begeistert. »Komm, nichts wie hin.«

»Wie jetzt – sofort?«

Randy zuckt mit den Schultern. »Klar, oder willst du lieber bis Weihnachten warten? Ist auch gar nicht weit. Schnapp dir dein Fahrrad und los geht's.«

Ich zögere. »Da muss ich erst meinen Dad fragen.«

Er verzieht gequält das Gesicht. »Ganz schlechte Idee. Ich kenne doch deinen Alten.«

Armer Dad. Für die Kids in der Stadt ist Felix Baris eine Art Witzfigur mit seinen dreiteiligen Anzügen, den blank geputzten Schuhen und seiner nüchternen Art. Sie kennen ihn eben nur als Schuldirektor.

Aber ganz unrecht hat Randy leider nicht. »Meinst du, er sagt Nein?«

»Warum willst du ihm denn überhaupt erst die Chance dazu geben?«, drängt Randy. »Bis zu dem Auto sind es bloß ein paar Meilen. Wir sind wieder da, bevor er auch nur merkt, dass du weg warst. Komm, Eli, jetzt mach dich mal locker.«

»Okay, nur – « Ein bisschen peinlich ist es mir schon, das zugeben, aber ich muss ehrlich sein. »Ich war noch nie raus aus der Stadt.«

»Na und? Ich auch nicht – bis auf ein Mal, als ich sechs war, da haben wir meine Oma besucht, aber sonst – «

»Nein«, unterbreche ich ihn. »Ich meine, ich habe die Stadt noch nie verlassen. Nicht mal bis dahin, wo dein Dad mit dir wandern war.«

»Und das eine Mal in Erdkunde, als wir auf Fossiliensuche gegangen sind?«, hakt er nach.

»Da waren wir noch innerhalb der Stadtgrenzen. Hat Mrs Laska gesagt.«

Das haut ihn um. »Das heißt, dann bist du noch nie an diesem bescheuerten Schild vorbeigegangen, auf dem steht: *Sie verlassen nun Serenity – Amerikas ideale Stadt?*«

Ich schüttele den Kopf. »Nie gesehen.«

»Das wird sich heute ändern«, sagt er bestimmt. »Ab aufs Rad.«

Das ist noch so eine Besonderheit von Randy: Er lässt sich nie mit einem Nein abspeisen. Vielleicht ist er nicht gerade der beste Umgang für mich, aber wir haben jede Menge Spaß zusammen und das ist viel wert. Er traut sich Sachen, von denen ich nur träumen kann.

*Bis heute.*

Durch Serenity führt nur eine einzige Straße, ein zweispuriges Asphaltband, das jeder nur die Old County Six nennt. Wir stram-

peln darauf nach Westen, direkt auf der verblichenen, gestrichelten Mittellinie. Um Autos, egal aus welcher Richtung, brauchen wir uns keine großen Sorgen zu machen. Alle wichtigen Highways in New Mexico liegen viel weiter südlich. Wenn man in Serenity landet, hat man sich mit ziemlicher Sicherheit verfahren.

Nach einer Weile erkenne ich die Schlucht, wo wir damals nach Fossilien gesucht haben. Das heißt, ich bin jetzt weiter weg von zu Hause als je zuvor in meinem Leben. Kann das denn wirklich so einfach sein? Einfach aufs Rad springen und raus aus der Stadt? Irgendwie kommt es mir vor, als würde ich schummeln, als würden wir ein allumfassendes Gesetz brechen, das seit jeher festlegt, wie alles zu sein hat. Und trotzdem bin ich hier. Ganz schön aufregend – oder zumindest glaube ich nicht, dass mir jemals so das Herz gehämmert oder das Blut in den Ohren gerauscht hat.

Dass ich Dad nicht Bescheid gesagt habe, bereitet mir immer noch Bauchschmerzen. Nicht dass ich seine Erlaubnis bräuchte – ich bin schließlich dreizehn. Und außerdem hat er mir ja auch nie direkt verboten, über die Stadtgrenze zu fahren. Ich verstoße also gegen keine Regel, aber ich weiß, er wird enttäuscht sein, wenn er es herausfindet. Wieso sonst habe ich mein Fahrrad heimlich aus der Garage geholt? Ich versuche, den Gedanken zu verdrängen, und trete fester in die Pedale.

Über die Schulter werfe ich einen Blick auf Serenity zurück: schnurgerade Reihen makellos weißer Häuser, Swimmingpools zieren die Gärten wie aquamarinblaue Briefmarken, davor stehen Basketballkörbe wie Wachposten, alles liebevoll eingebettet in die eindrucksvolle Landschaft des amerikanischen Südwestens. Der Anblick beantwortet mir die Frage, die an mir nagt: Wie kann es sein, dass jemand dreizehn Jahre in dieser Stadt verbringt, ohne sie ein einziges Mal zu verlassen? Na ja, warum sollte man

auch? Spaß und Annehmlichkeiten haben wir genug zu Hause, dazu die Dinge, auf die Erwachsene solchen Wert legen – eine hervorragende Schule und gute Berufschancen. Die drei zentralen Tugenden der Gemeinschaft von Serenity sind: Ehrlichkeit, Harmonie und Zufriedenheit. Wir haben genug über größere Orte oder – schlimmer noch – Großstädte gehört. Dort stinkt es nach Müll, alles verlottert, und die Kriminalität greift so rasend schnell um sich, dass man niemandem trauen kann. Die Leute leben in Angst und verschanzen sich hinter verschlossenen Türen und Alarmanlagen.

Aber gleichzeitig erschreckt es mich fast, wie *winzig* unsere Stadt wirkt, schon aus der kurzen Entfernung von gerade mal einer Meile. Gäbe es die Fabrik nicht, würde man die ganze Siedlung komplett übersehen, wenn man nicht wüsste, wonach man suchen muss. Aber das ist wohl gerade das Wunder von Serenity, von dem unsere Eltern dauernd reden – dass so viel Lebensqualität tatsächlich in so eine kleine Verpackung passt.

»Wie weit ist es noch?«, rufe ich Randy vor mir zu.

»So zwanzig Minuten vielleicht.«

Nach einer Kurve verschwindet die Stadt hinter einem hohen Felsbrocken, was das Gefühl der Entfernung noch mehr verstärkt.

Randy hingegen scheint es nicht aufzufallen. »Da drüben!«, ruft er und deutet nach rechts.

Dort steht das Schild, von dem er erzählt hat – und das die Grenze des Stadtgebiets markiert. Verglichen mit dem tadellos gepflegten Serenity wirkt es überraschend ausgebleichen und verwittert. Mit zusammengekniffenen Augen entziffere ich die Warnung, die ganz unten hinzugefügt wurde: *Nächste Tankstelle 78 Meilen.*

Ich habe es wirklich getan. Ich habe die Stadt verlassen. Ich lasse den Blick über die steinigen Hügel mit ihren Strauchkiefern und magerem Gestrüpp schweifen. Wie die Gegend hier heißt,

weiß ich nicht, nur, dass es nicht mehr Serenity ist. Nach mehr als dreizehn Jahren bin ich zum ersten Mal offiziell *woanders*. Und wie fühle ich mich dabei?

Um ehrlich zu sein, macht es mir ein bisschen Angst. So was wie das hier habe ich noch nie gemacht – mich außer Sichtweite meiner Heimatstadt begeben. Wenn wir irgendwann endlich bei diesem Alfa Romeo ankommen, bin ich wahrscheinlich so fertig mit den Nerven, dass ich gar nichts davon habe. Schon jetzt bin ich so gestresst, dass mir ganz schlecht davon wird.

Tja, aber umkehren werde ich ganz sicher nicht, wo ich schon so weit gekommen bin. Außerdem würde Randy es mir ewig unter die Nase reiben, wenn ich jetzt kneife.

Aber die Übelkeit geht nicht weg – sie wird sogar immer schlimmer. Das kann doch niemals bloß an meiner Nervosität liegen. Es muss einen anderen Grund haben. Was gab es heute noch mal zum Mittagessen? Ich kann mich nicht erinnern, aber was immer es auch war, es wird gleich wieder hochkommen. Mein Magen krampft sich so heftig zusammen, dass ich fast wie gelähmt bin, und auch mein Kopf tut weh.

»Eli, was ist denn los?«, ruft Randy genervt. »Schon aus der Puste, oder was?« Doch bei meinem Anblick verändert sich seine Miene. »Hey, alles in Ordnung?«

Ich bin langsamer geworden, ohne dass es mir aufgefallen ist. Nur die pure Sturheit hält meine Beine in Bewegung. Ich leide Höllenqualen und bin wie blind vor Schmerz, der sich wie ein glühendes Stück Kohle hinter meinen Augen festsetzt, ein immer schlimmer werdendes Pochen. Es tut unerträglich weh, so sehr, dass alles andere daneben verblasst.

Erst als ich mit dem Kinn auf der Straße aufschlage, merke ich, dass ich vom Rad gefallen bin. Meine Unterarme scheinen plötzlich in Flammen zu stehen, als der raue Asphalt mir die Haut aufschürft. Ich sehe Randy über mir knien, spüre, wie er mich

schüttelt, aber ich habe keine Kraft, um zu reagieren. Ein einziger Gedanke erfüllt meinen Kopf:

*Ich sterbe.*

Dann passiert etwas so Schockierendes, so Seltsames, dass ich mir nicht sicher bin, ob mein Gehirn mir nur einen Streich spielt. Ein lautes, rhythmisches Dröhnen schwillt um Randy und mich an und heftiger Wind kommt auf. Direkt über uns erscheint ein dunkler Schatten, der immer größer und schwärzer wird, je tiefer er sinkt. Ein gigantischer Militärhelikopter landet auf der Straße und seine Rotorblätter peitschen uns die Luft um die Ohren.

Die Einstiegs Luke öffnet sich und hinaus springen sechs Männer mit identischen violetten Uniformen und weinroten Baretten.

»Lila Menschenfresser!«, haucht Randy.

Durch den Nebel, der mich zu umgeben scheint, kann ich nur mit Mühe die auffälligen Jacken der Guards ausmachen, der Sicherheitstruppe der Plastikfabrik, die ebenfalls die Rolle der Stadtpolizei von Serenity übernehmen. Mit letzter Kraft strecke ich die Arme nach meinen Rettern aus.

»Hilfe«, flüstere ich, obwohl ich bezweifle, dass sie mich bei dem Donnern des Hubschraubers überhaupt hören können.

»Eli ...«

Woher kommt diese Stimme? Ich sehe alles so verschwommen, dass ich gerade mal die Konturen einer Person ausmachen kann, die sich über mich beugt.

»Eli, wach auf.«

»Dad?« Noch nie war ich so erleichtert, meinen Vater zu sehen. Ich erkenne sein vertrautes Gesicht – schmale Lippen, die Augen blass wie ein gefrorener See. Er hat seinen strengen Direktorenblick aufgesetzt, aber andererseits kann ich mir auch nicht vorstellen, dass er irgendwie anders aussähe, wenn er Astronaut oder Erntehelfer oder Rockstar wäre. Die meisten Jugendlichen

hier tun alles, um diesem Blick zu entgehen, aber für mich ist er beruhigend und sogar tröstlich, meine früheste Erinnerung.

Ich liege in einem der beiden Betten in der winzigen Arztpraxis von Serenity, die gleichzeitig als Krankenhaus dient. An meinem Arm zieht ein Tropf. Was bedeutet ...

Es ist wahr. Mit einem Mal stürzt alles wieder auf mich ein, wie ein schrecklicher Albtraum. Die Fahrräder. Mein Zusammenbruch. Die lila Menschenfresser.

»Ich dachte, ich würde dich nie wiedersehen, Dad.« Der Kloß in meinem Hals schwillt auf Melonengröße an. »Ich dachte, ich würde überhaupt niemanden mehr sehen.«

Der Direktorenblick wird sanfter und Dad beugt sich über mich und nimmt mich in den Arm. »Du hast uns einen ganz schönen Schrecken eingejagt.«

»Was ist denn passiert?« Mir geht es schon viel besser, aber gesund bin ich noch lange nicht. Ich fühle mich benommen, als würde mich ein schwerer Vorhang einhüllen. Übelkeit und Kopfschmerzen sind verschwunden, aber die Erinnerung an die Qualen und die Angst verfolgt mich noch immer. Allein der Gedanke, dass man sich so elend fühlen kann und es mir eines Tages wieder so ergehen könnte, hat tiefe Spuren in mir hinterlassen.

Allerdings bin ich ja noch am Leben, was mir wie ein ziemliches Wunder erscheint. »Was ist passiert?«, wiederhole ich.

Dad lässt mich los. Er gibt sich wirklich Mühe, aber er ist einfach kein Kuscheltyp. »Dr. Fratello ist sich nicht ganz sicher. Flüssigkeitsmangel, vermutlich.«

»Aber mir ging's doch gut, nur dann mit einem Mal nicht mehr. Ich konnte nur noch dahocken und würgen, ohne dass was rauskam, und hab mir den Kopf gehalten, weil es sich angefühlt hat, als könnte er sonst abfallen.« Meine Stimme kippt. »Ich dachte wirklich, ich sterbe.«